

## Eine persönliche Sicht der Melanomwoche

# Mein Tag als guter Mensch

Petra Ellgehausen Sasse

Wenn jeder nur an sich denkt, ist ja an alle gedacht. Das ist eigentlich mein Motto. Ich glaube, dass ich damit ganz normal bin. Allerdings bin ich Ärztin, Hautärztin. Und als Arzt ist man der Gesundheit seiner Mitmenschen verpflichtet. Das glauben wenigstens die Mitmenschen.

Ich sah es bisher wie gesagt etwas anders: Ich bin nur der Gesundheit meiner Patienten verpflichtet. Denn die – beziehungsweise ihre Kassen – bezahlen mich. Das heisst, dass mir bisher die Gesundheit des überwiegenden Teils der Menschheit egal war. Diese Einsicht wurde für mich allerdings zunehmend schmerzlich, denn eigentlich will ich ein guter Mensch sein.

Deshalb sollte nun alles anders werden. Ein Brief von der Krebsliga kam gerade recht: eine Melanomwoche. Schweizer Hautärzte wurden aufgefordert, sich zu engagieren. Ich witterte eine gute Gelegenheit. Endlich konnte ich der Welt zeigen, dass auch ich zu den Guten gehöre. Ich würde, wie von der Krebsliga vorgeschlagen, in meiner Praxis einen Tag lang gratis jeden, der es wollte, auf verdächtige Muttermale untersuchen. Ich würde zahllose Menschenleben retten, die Leute würden mich lieben und mir dankbar sein. Und ich würde ein guter Mensch sein.

Natürlich hat alles seinen Preis. Einen Tag lang eine Praxis gratis laufen zu lassen, ist ja nicht billig. Die Löhne meiner Praxisassistentinnen, die Miete, davon kann man mehr als einmal ganz nett essen gehen. Aber ich bin ja nicht kleinlich und ein guter Mensch.

Der grosse Tag rückt näher. Im Fernsehen treten die Chefärzte von den dermatologischen Abteilungen der grossen Spitäler auf. Haut ist ja so wichtig und Vorsorge noch viel mehr. Einer diagnostiziert von Handybildern, die Zuschauer direkt ins Fernsehstudio schicken. Leider geht etwas unter, dass er jedesmal sagt, dass ein Hautarztbesuch trotzdem nötig sei.

Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren, aber Gott sei Dank kriege ich Unterstützung von der Krebsliga. So steht es zumindest auf allen Plakaten. Nicht etwa profan mit Geld oder so, nein, sondern – wie bei guten Menschen üblich – ideell, also mit Papier in Form detaillierter Formulare. Ich solle doch gefälligst die Gratispatienten statistisch erfassen (jedesmal drei Durch-

schläge) und die Bögen ausgefüllt der Liga zu-senden.

Der grosse Tag ist gekommen. Ich habe alles vorbereitet. Meine Praxis ist extra umgeräumt, Infomaterial liegt bereit, selbstgemachte Plakate hängen an den Wänden. Jetzt gilt es: Jede Minute kostet mich Geld, aber ich kann Leben retten. Wie viele werden es wohl sein?

Im Gang und im Wartezimmer drängen sich die Patienten. Ein erster kommt ins Sprechzimmer. Ein dermaler Nävuszellnävus am Bauch, harmlos. Der Patient ist erleichtert. Das ging schnell, deshalb nimmt er sich noch die Zeit, mit mir seine Kopfschuppen zu besprechen. Es wäre grad günstig, schliesslich ist es gratis. Leider wird er wütend, als ich sage, dass das nicht geht. Gott sei Dank brüllt er nicht herum. Das tut dafür aber leider der nächste. Warum er so lange warten müsse, schliesslich sei er berufstätig. Und dann sei da neben der seborrhoischen Keratose am Unterschenkel noch ein Besenreiser. Ob ich den nicht gleich veröden könnte, heute, wo es gratis sei. Der dritte Patient ist etwas ungepflegt. Aber er ist endlich mal dankbar. Ich kann ihm nämlich sagen, dass die hässlichen dunklen Stellen an seinen Füssen abwaschbar sind.

Sechzig Patienten sehe ich an diesem Tag. Keinem kann ich das Leben retten, denn keiner hat ein Melanom. Aber es gibt viele Warzen, Fusspilz und Pickel, weil es ja heute gratis ist. Und viele Klagen, dass man so lange warten muss. Dabei hätte ich doch Hilfe von der Krebsliga.

Am Abend gehe ich nach Hause mit dem Gefühl, viel gewollt und wenig erreicht zu haben. Ich frage mich: Ist man auch ein guter Mensch, wenn es keiner merkt?

Am nächsten Tag sollte wieder Normalbetrieb sein. Kassenpatienten mit Termin. Komisch, dass so viele Patienten im Gang stehen und dass meine Praxisgehilfinnen rote Köpfe haben. Es sei Melanomwoche, stehe in der Zeitung, und da müsse ich eine Woche gratis arbeiten. Die Leute finden, die Krebsliga zahle es ja. Und ausserdem sei da noch der Fusspilz und das Furunkel vom Hund und und und.

Freundlich kläre ich das Missverständnis auf. Allerdings scheinen mich die Leute nicht ganz zu verstehen. Ständig knallt die Türe zu meiner Praxis, und es fallen ungewöhnliche Abschiedsworte wie «In diesen Saftladen komme ich nie

Korrespondenz:  
Dr. med. Petra Ellgehausen Sasse  
Stadtweg 4  
CH-4310 Rheinfelden

wieder.» Irgendwie scheint die Melanomwoche das Verständnis der Patienten für ihre Haut nicht ganz vertieft zu haben. Aber schliesslich können diese Patienten ja zu anderen Hautärzten gehen, die ihre Patienten nicht durch bösartige Gratisarbeit getäuscht haben.

Ich merke, dass ich Schwierigkeiten habe, ein guter Mensch zu sein. Vielleicht sollte ich während der nächsten Melanomwoche in die Ferien gehen.

## Les malades au petit papier

Bernhard Gurtner

Wir wurden als Medizinstudenten schon frühzeitig vor Patienten gewarnt, die bestenfalls zu Beginn der Konsultation, schlimmstenfalls aber erst am Ende der Unterredung ihren Zettel aus der Tasche klauben, auf dem alles verzeichnet ist, was sie klagen und fragen wollen. Solches Verhalten sei typisch für neurotische Hypochonder, erklärte der stets sanftmütige Psychiatrieprofessor mit einem maliziösen Lächeln und er konnte sich auf den einst weltberühmten französischen Neurologen Jean Martin Charcot (1825–1893) berufen, der den Begriff des *malade au petit papier* erstmals geprägt habe.

So wurde uns ein nachhaltiges Vorurteil eingepflanzt, das uns in sofortige Abwehrhaltung versetzt, wenn das gefürchtete Zettelchen auf das Arztpult flattert oder von Kurzsichtigen langatmig abgelesen wird. Doch ist nicht einzusehen, warum sich ein Patient nicht die wichtigsten Punkte notieren darf, die er beim Doktor nach zermürbendem Warten und nachfolgendem Zeitdruck zur Sprache bringen möchte. Zum Einkaufen benützt man(n) doch auch einen Merkzettel, damit der Kopfsalat nicht vergessen geht. Eigentlich müssten die Ärzte sogar dankbar sein, wenn sich die Ratsuchenden schon zuvor überlegt und aufgeschrieben haben, wofür sie die Konsultationszeit nutzen möchten. Die *sans papier*, die sich erst bei der Verabschiedung daran erinnern, was sie eigentlich fragen wollten, sind weit mühsamer.

Die Ächtung jedes Papiermitbringsels – seien es nun Beschwerdelisten oder auszufüllende Formulare – erklärt wohl auch die saure Miene, mit der wir oft reagierten, wenn uns Patienten mit Artikeln informieren wollten, die sie bunten Illustrierten oder Tageszeitungen entnommen hatten. Noch gab es keine Kopiergeräte, und so wurden sorgfältig ausgeschnittene medizinische Sensationsmeldungen oder gesundheitliche Empfehlungen von Briefkastenonkeln zur Belehrung mitgebracht. Schlagworte wie Nobelpreisträger, Studie und Statistik waren dick unterstrichen oder farbig markiert. Noch verteidigten wir aber einen ärztlichen Wissensvor-

sprung und liessen uns nur ungern erklären, dass man das verkrampfte Rückenmark vom Kopf bis zum Steiss massieren oder magnetisieren könne, auch wenn es so im Heftli stand.

Dann kamen die ersten Patienten in die Sprechstunde, die sich zuvor im Internet informiert hatten und wir mussten lernen, mit diesen nicht immer pflegeleichten Kunden ohne Missverständnisse und Zerwürfnisse umzugehen. Das ist nicht allzu schwierig, wenn die Internetfischer ihren Fang gleich zu Beginn auf den Tisch legen, worauf man sich mit ihnen über die Bedeutung und die Qualität des eingeholten Wissens unterhalten kann. Dabei gelangt man nicht selten zu Erkenntnissen, die einem selbst neu oder nicht mehr erinnerlich sind. Wichtig ist nur, das ganz offen zu gestehen. Die ausgebildeten Kranken akzeptieren erstaunlich gut, dass auch der Fachmann in seinem Bereich nicht alles überblicken kann, erwarten aber von ihm, dass er Zugang zu den neuesten Daten hat.

Schwieriger wird es, wenn Patienten ihre googelnd eingeholten Informationen zunächst zurückhalten und uns erst nachträglich mit gegensätzlichen Ansichten konfrontieren, die sie schwarz auf weiss oder vielfarbenprächtig heruntergeladen haben. Abweichende Meinungen und abstruse Theorien gibt es in der Medizin seit jeher, das Internet hat nun aber allem Unsinn eine höhere Glaubwürdigkeit verliehen und bringt den Arzt in einen Beweisnotstand gegenüber Infotainment-Konsumenten, die sich einen pseudowissenschaftlichen Jargon angeeignet haben und damit die Illusion, über profunde Kenntnisse zu verfügen.

Vergleichsweise hatten es da unsere ärztlichen Vorfahren mit den damals unkritisch gläubigen und folgsamen Patienten doch etwas einfacher, obwohl sie sich über die ängstlichen Pensionierten im Sprechzimmer ärgerten, auf deren *petits papiers* Schlaflosigkeit, Harnbrennen, Verstopfung und Zahnfleischbluten aufgelistet waren – und vielleicht ganz unten, aber durchgestrichen: Kopfsalat!

Korrespondenz:  
Dr. med. Bernhard Gurtner  
Eggstrasse 47  
CH-8620 Wetzikon  
gurtner.bernhard@bluewin.ch